

Shakil Choudhury

# Deep Diversity

Die Grenze zwischen ›uns‹  
und den ›Anderen‹ überwinden

aus dem Englischen übersetzt  
von Jessica Agoku

UNRAST

## Kultur erzeugt ethnische Gruppen

*»Im Allgemeinen sind wir uns der Regeln, nach denen gespielt wird, nicht groß bewusst, führen uns aber auf, als ob es sich um eine Grundsatzvereinbarung handeln würde.«<sup>151</sup>*

William Gudykunst, Professor für Kommunikationswissenschaften

Mein Neffe Zephan lebt gleich um die Ecke von mir. Als er ungefähr drei Jahre alt war, entwickelten wir ein kleines Ritual, das wir vollzogen, wann immer ich an seiner Kindertagesstätte vorbeikam. Wenn ich zufällig vorbeikam und die Kinder gerade Pause hatten und draußen waren, kam er zum Zaun geeilt. Ich kniete mich dann hin, sodass wir auf Augenhöhe waren, und unterhielt mich mit ihm für ein paar Minuten; ich auf der einen Seite des Zauns und er auf der anderen. Kurz bevor ich ging, gab er mir durch die Streben immer einen fröhlichen, kleinen Kuss.

Dies versüßte mir wirklich immer den Tag.

Dann, eines Tages – ich lehnte mich gerade wieder in Richtung Zaun für unser kleines Kuss-Ritual – wich Zephan zurück und kreischte schadenfroh: *»Kein Kussi!«* Mich überkam eine Woge der Verwirrung und ich fühlte mich verletzt. Ich sah aber auch, dass hinter ihm einige seiner Freunde standen und ihn beobachteten, einschließlich ein paar älterer Jungs. Dies war der letzte Tag, an dem er mir vor seinen Kita-Freunden einen Kuss gab.

Später hörte ich von meiner Schwester, dass Zephan nun zu der Überzeugung gekommen war, dass *»Jungs nicht küssen«*. Für eine kurze Zeit weigerte er sich sogar, seine eigene Mutter zu küssen. Er hatte dies weder zu Hause noch von seinen Erziehern gelernt. Wir gehen davon aus, dass er dies im sozialen Kontext seiner Peergroup im Kindergarten aufgeschnappt hat. Aktuelle Forschungen unterstützen die Annahme, dass die Bildung von Zephans Geschlechtsidentität, wie bei Kindern im Allgemeinen, stark vom *>Club<* der sozialen Geschlechter in der Peergroup beeinflusst wird.<sup>152</sup> Auch wenn unsere Peergroup bedeutend ist für diesen Prozess, ist sie doch nicht der einzige Faktor. Es ist tiefgreifender als Sozialisation; der Prozess beinhaltet auch innere Mechanismen, die zu definieren versuchen, wer und was wir sind.

---

151 William B. Gudykunst, *Bridging Differences: Effective Intergroup Communications*, 3rd ed. (Thousand Oaks, CA: Sage Publications, 1998), 40-42.

152 Banaji and Greenwald, *Blind Spot*, 132-33.

Die *Theorie der sozialen Identität* erforscht die Dynamik zwischen Individuen – ihrer Identität und ihrem Verhalten – in Beziehung zu sozialen Gruppen. Die Pionierarbeit von Henri Tajfel und John Turner hat dazu beigetragen, dass der Ansatz weltweit und über Jahrzehnte hinweg, weiter erforscht und entwickelt wurde. So wurden menschliche Verhaltensmuster entdeckt, die gerade in Gruppen häufig vorkommen.<sup>153</sup>

Innerhalb der Forschung wird weithin akzeptiert, dass Gruppenzugehörigkeit ein Schlüsselfaktor menschlichen Verhaltens ist, sowohl auf bewusster als auch auf unbewusster Ebene. Prinzipiell hilft uns die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe, weil sie unserem Platz in der Welt einen Sinn gibt. Es löst die Mehrdeutigkeit gegenüber anderen und uns selbst auf.

Das individuelle Selbstkonzept, d.h. wer wir sind, lässt sich aus einer Kombination unserer Selbstwahrnehmung in bestimmten Situationen sowie unserem Zugehörigkeitsgefühl zu verschiedenen Gruppen ableiten. Dabei kann es sich um allgemeine, gesellschaftliche Gruppen handeln, aber auch um spezielle Gruppen, z.B. am Arbeitsplatz. Häufig nehmen wir die Spannung zwischen dem Drang wahr, einerseits einer Gruppe angehören zu wollen, andererseits aber auch gerne möglichst individuell gesehen zu werden.

Unsere ethnischen Identitäten sind ebenfalls stark von Kultur – d.h., allen Arten des Seins, des Denkens und Verhaltens beeinflusst, welches wir wiederum durch unser Umfeld erlernen.

William Gudykunst, Wissenschaftler im Bereich multikulturelle Kommunikation, beschreibt Kultur als das geteilte Verständnis von *Spielregeln*, die unbenannt und je nach Kontext spezifisch sind; es sind die Gemeinsamkeiten innerhalb relativ großer Gruppen von Menschen.<sup>154</sup> Wir lernen diese Regeln durch eine Reihe unterschiedlicher Kanäle, einschließlich Familie, Peergroup, Medien, Schulen und der Gesellschaft im Allgemeinen. Während dies geschieht, hat die Rolle der Gruppe mehr und mehr Einfluss darauf, wie wir uns selbst wahrnehmen; unser Selbstsinn verfestigt sich. Ebenso wie bei dem Verhalten meines Neffen Zephan und seinen Kita-Freunden.

---

153 Gudykunst, *Bridging Differences*, 40-48.

154 Ders.

Die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe, ist ein wichtiger Teil unseres Selbstkonzepts. Werte und Emotionen werden mit Zugehörigkeit assoziiert.<sup>155</sup> Unser Gefühl für unterschiedliche Geschlechter entwickelt sich z.B. schon sehr früh. Viele Kleinkinder der westlichen Welt, so auch mein Neffe, lernen bereits im Alter von drei Jahren eine ganze Reihe von Geschlechtsregeln. Beispielsweise lernen sie, dass Kleider nur etwas für Mädchen sind, ebenso wie die Farbe rosa. Unser Unbewusstsein wird ganz leicht von unserem Umfeld trainiert, indem es Gelerntes aufsaugt und mentale Abkürzungen darüber zusammensetzt, was ›normal‹ ist und was nicht. Interaktionen mit unserer Peergroup, Familie, Community und Medien tauchen uns in Normen und Regeln ein. Sie machen den impliziten Teil von uns aus – d.h. wer wir sind und wie wir aus anderen Menschen in der Welt um uns herum schlau werden.

Fragt man z.B., warum Kleider und die Farbe Rosa nur etwas für Mädchen sind, wird unser Bewusstsein unser Verhalten rechtfertigen. Es wird einen Grund finden, auch wenn es so gut wie keine rationale, biologische oder funktionelle Erklärung für eine derartige Trennung von Kleidern oder Farben gibt. Im Wesentlichen wird es bis zu einem gewissen Grad heruntergespielt, dass sich die Entscheidung für uns gut *anfühlt*. Obwohl es sich hierbei um erlerntes Verhalten handelt – nicht alle Kulturen teilen die gleiche Aversion gegen Männer in wehenden Einteilern, die bis zu den Beinen hinabreichen –, scheint es doch so zu sein, dass Gefühle eng mit unserer neuronalen Architektur verknüpft sind und aufgrund dessen, die Abgrenzung ethnischer Identitäten verlangt werden.

Sogar innerhalb der gleichen Kultur kann sich mit der Zeit ändern, was sich falsch oder richtig anfühlt. Im nordamerikanischen/europäischen Kontext galt rosa vor mehr als hundert Jahren als die bestimmende, stärkere Farbe und wurde Jungs gegeben, wohingegen blau für die Mädchen gedacht war. Und tatsächlich war es in dieser Zeit auch so, dass alle Kinder bis zu ihrem sechsten Lebensjahr Kleider trugen, ganz einfach, weil sie als am praktischsten eingestuft wurden.<sup>156</sup>

---

155 Ders.

156 Jeanne Maglaty, »When Did Girls Start Wearing Pink?« *Smithsonian Magazine*, [www.smithsonianmag.com](http://www.smithsonianmag.com), April 7, 2011.